

Hilary Mantel

Wölfe

Roman

Aus dem Englischen
von Christiane Trabant

Gekürzte Leseprobe
Erscheint am 23. August 2010

DUMONT

Etwa 780 Seiten
Gebunden
Format 21 x 13,5 cm
ca. 22,95 (D) / sFr. 38,50

Die englische Originalausgabe
erschien 2009 unter dem Titel ›Wolf Hall‹
bei Fourth Estate, London
© 2009 Hilary Mantel
© 2010 für die Leseprobe
DuMont Buchverlag, Köln
ISBN 978-3-8321-9593-9

www.dumont-buchverlag.de

»Wer ›Wölfe‹ als historischen Roman bezeichnet, hält ›Moby Dick‹ für ein Buch über Fischfang, und dieses Jahr liegt die Jury des Booker-Preises völlig richtig. Mantel ist eine erstaunliche Schriftstellerin: eine Stilistin, die absolute Präzision mit einem unfehlbaren Sinn für den Fluss der Erzählung vereint, und eine wunderbar feinfühlig Beobachterin ihrer Charaktere. ›Wölfe‹ versprüht einen Zauber, der uns lange und intensiv über Ordnung, Gesetze und die Wirkungsweisen der Macht nachdenken lässt.« *New Statesman*

»Mantels Cromwell ist eine beinahe shakespearesche Schöpfung: selbstbewusst und voller Selbstzweifel, skrupellos und sentimental. In präziser, eindringlicher Prosa hat Mantel ein Porträt des Staatsmannes als Künstler geschaffen.« *Scotsman*

»Ein wunderschönes und zutiefst menschliches Buch, ein dunkler Spiegel, der unserer eigenen Welt vorgehalten wird. Hilary Mantel ist eine unserer mutigsten und großartigsten Schriftstellerinnen.« *Observer*

Über das enge Meer

Putney, 1500

England im Jahr 1520: Das Land steht kurz vor der Katastrophe. Sollte der König ohne männlichen Erben sterben, käme es zu einem Bürgerkrieg. Henry VIII. möchte deshalb seine Ehe annullieren lassen und die junge Anne Boleyn heiraten. Der Papst und ganz Europa sind dagegen.

Als es Kardinal Wolsey nicht gelingt, Henrys Scheidung durchzusetzen, muss er dafür bezahlen: Henry nimmt seinem Ratgeber alle Ämter.

In das Machtvakuum tritt Thomas Cromwell. Der Sohn eines brutalen Schmieds avancierte im Dienst Kardinal Wolseys zum politischen Genie. Auf seinem Weg zur Macht hat er sämtliche Regeln der Gesellschaft gebrochen. Aus der Asche des persönlichen Unglücks – dem Verlust seiner Familie und seines geliebten Förderers Wolsey – steigt er auf und bahnt sich geschickt seinen Weg durch die Fallstricke des Hofes, an dem »der Mensch des Menschen Wolf« ist.

Dort findet er einen erbitterten Gegner: Thomas More. Entschlossen geht er gegen ihn und das Parlament, gegen das politische Establishment und das Papsttum an. Thomas Cromwell ist willens, England nach seinen eigenen und Henrys Wünschen umzuformen.

Hilary Mantel, eine der interessantesten Stimmen Englands, hat mit ›Wölfe‹ etwas Rares geschaffen: einen großen und höchst zeitgemäßen Roman, der auf einzigartige Weise die Psychologie seiner Figuren und die Choreografie der Macht erforscht. Sie zeigt uns das England der Tudorzeit als eine halbfertige Gesellschaft, die mit Leidenschaft und großem Mut um eine neue Form ringt.

»Und jetzt steh auf.«

Niedergestreckt, benommen, stumm; er ist gefallen, der Länge nach hingeschlagen auf die Pflastersteine des Hofes. Sein Kopf wendet sich zur Seite; seine Augen richten sich auf das Tor, als könnte jemand kommen, um ihm zu helfen. Ein einziger gut platzierter Schlag könnte ihn jetzt töten.

Blut aus der Wunde an seinem Kopf rinnt ihm über das Gesicht – Ergebnis der ersten Anstrengung seines Vaters. Dazu kommt, dass sein linkes Auge blind ist; aber wenn er zur Seite blinzelt, erkennt er mit dem rechten Auge, dass sich die Naht am Stiefel seines Vaters auflöst. Der Zwirn hat sich vom Leder gelöst, und ein harter Knoten darin hat seine Augenbraue erwischt, die dadurch aufgeplatzt ist.

»Und jetzt steh auf!« Walter brüllt ihn von oben herab an und überlegt sich, wohin er als Nächstes treten kann. Er hebt den Kopf einen oder zwei Zoll und kriecht vorwärts, auf dem Bauch, wobei er versucht, seine Hände vor Walter zu schützen, der mit Vorliebe auf sie tritt. »Was bist du, ein Aal?«, fragt sein Erzeuger. Er geht einen Schritt zurück, nimmt Anlauf und verpasst ihm noch einen Tritt.

Der presst den letzten Atemzug aus ihm heraus; jedenfalls glaubt er, dass es sein letzter sein könnte. Seine Stirn sinkt auf den Boden zurück; er liegt da und wartet darauf, dass Walter auf ihn springt. In einem Nebengebäude bellt der Hund – Bella. Ich werde meinen Hund vermissen, denkt er. Der Hof stinkt nach Bier und Blut. Unten am Flussufer schreit jemand. Nichts tut ihm weh, oder vielleicht tut ihm alles weh, denn es gibt keinen einzelnen Schmerz, den er genau benennen kann. Aber die Kälte schlägt zu, bloß an einer einzigen Stelle: an seinem Jochbein, das auf den Pflastersteinen ruht.

»Jetzt guck mal, guck mal«, brüllt Walter. Er hüpfte auf einem Fuß

herum, als würde er tanzen. »Guck mal, was passiert ist. Mein Stiefel ist aufgeplatzt, als ich dir gegen den Kopf getreten habe.«

Zoll um Zoll. Zoll um Zoll vorwärts. Soll er dich doch Aal oder Wurm oder Schlange nennen. Kopf nach unten, provoziere ihn nicht. Seine Nase ist mit Blut verstopft, und er muss durch den Mund atmen. Die kurze Ablenkung seines Vaters, der über den Verlust seines guten Stiefels wütet, verschafft ihm eine Atempause, in der er sich erbrechen kann. »So ist es richtig«, ruft Walter. »Spuck nur überall hin.« Spuck überall hin, auf meine guten Pflastersteine. »Komm schon, Junge, steh auf. Lass sehen, wie du aufstehst. Beim Blut des kriechenden Jesus, komm auf die Füße.«

Kriechender Jesus?, denkt er. Was meint er damit? Sein Kopf neigt sich zur Seite, sein Haar liegt in seinem eigenen Erbrochenen, der Hund bellt, Walter brüllt, und Glockenläuten schallt über das Wasser. Er spürt eine leichte Bewegung, als sei der schmutzige Boden zur Themse geworden. Er schwankt unter ihm; er atmet aus, ein schweres letztes Keuchen. Jetzt hast du es endlich geschafft, sagt eine Stimme zu Walter. Aber er schließt die Ohren, oder Gott schließt sie für ihn. Eine tiefe schwarze Strömung zieht ihn flussabwärts.

Das Nächste, was er weiß: Es ist beinahe Mittag und er lehnt in der Tür des *Pegasus the Flying Horse*. Seine Schwester Kat kommt mit einem Brett voller warmer Pasteten in der Hand aus der Küche. Als sie ihn sieht, lässt sie es beinahe fallen. Bestürzt öffnet sie den Mund. »Wie siehst du denn aus?«

»Kat, schrei nicht so, das tut weh.«

Sie schreit nach ihrem Mann: »Morgan Williams!« Sie dreht sich um die eigene Achse, ihr Blick wandert wild umher, das Gesicht gerötet von der Hitze des Ofens. »Nehmt mir das Tablett ab, in Gottes Namen, wo seid ihr alle?«

Er zittert von Kopf bis Fuß, genau wie Bella, als sie damals vom Boot gefallen ist.

Ein Mädchen kommt gerannt. »Der Herr ist in die Stadt gegangen.«

»Das weiß ich, Dummkopf.« Beim Anblick ihres Bruders hatte sie es vergessen. Sie drückt dem Mädchen das Tablett mit den Pasteten in die Hand. »Wenn du sie irgendwo hinstellst, wo die Katze rankommt, kriegst du Ohrfeigen, bis du Sterne siehst.« Als sie die Hände frei hat, faltet sie sie kurz zu einem heftigen Gebet. »Hast du dich wieder geprügelt, oder war es dein Vater?«

Ja, sagt er, und nickt dabei so heftig, dass Blutstropfen aus seiner Nase schießen. Ja, er zeigt auf sich selbst, als wolle er sagen: Walter war hier. Kat ruft nach einer Schüssel, nach Wasser, nach Wasser in einer Schüssel, nach einem Lappen, nach dem Teufel, der sofort kommen und seinen Diener Walter holen soll. »Setz dich hin, bevor du hinfällst.« Er versucht zu erklären, dass er gerade aufgestanden ist. Weg vom Hof. Es kann eine Stunde her sein, es kann auch einen Tag her sein, und soviel er weiß, könnte heute auch morgen sein; aber wenn er einen Tag dort gelegen hätte, wäre Walter sicher gekommen und hätte ihn umgebracht, weil er im Weg gewesen wäre. Oder es hätte sich etwas Schorf auf seinen Wunden gebildet und inzwischen hätte er überall Schmerzen und wäre fast zu steif, um sich zu bewegen; aus eingehender Bekanntschaft mit Walters Fäusten und Stiefeln weiß er, dass der zweite Tag schlimmer sein kann als der erste. »Setz dich. Sprich nicht«, sagt Kat.

Als die Schüssel kommt, beugt sie sich über ihn und macht sich an die Arbeit, betupft sein geschlossenes Auge, bearbeitet in kleinen Kreisen seinen Haaransatz. Sie atmet stoßweise und ihre freie Hand liegt auf seiner Schulter. Leise flucht sie vor sich hin, ab und zu schluchzt sie auf, reibt seinen Nacken und flüstert dabei: »Schon gut, ganz ruhig, schon gut«, als wäre er es, der weint, obwohl er es nicht tut. Er hat das Gefühl zu schweben und sie brächte ihn auf die Erde zurück; er würde gerne seine Arme um sie legen und sein Gesicht in ihre Schürze und sich dort ausruhen, während er auf ihren Herzschlag lauschte. Aber er will sie nicht schmutzig machen, sie überall mit Blut beschmieren.

Als Morgan Williams zurückkommt, trägt er seinen guten Stadtröck. Er sieht walisisch und kämpferisch aus; es ist offensichtlich, dass er schon weiß, was passiert ist. Er stellt sich neben Kat, sieht auf ihn hi-

nab, einen Augenblick sprachlos, und sagt dann: »Sieh her!« Er macht eine Faust und stößt sie dreimal in die Luft. »Das!«, sagt er. »Das würde er bekommen. Walter. Das würde er bekommen. Von mir.«

»Tritt einen Schritt zurück«, rät ihm Kat. »Oder willst du Teile von Thomas auf deine Londonjacke kriegen?«

Das will er nicht. Er weicht zurück. »Mir ist das egal, aber sieh dich mal an, Junge. In einem ehrlichen Kampf könntest du dieses Tier zum Krüppel machen.«

»Es ist aber kein ehrlicher Kampf«, sagt Kat. »Er schleicht sich nämlich von hinten an, stimmt's, Thomas? Und hat etwas in der Hand.«

»Sieh in diesem Fall nach einer Glasflasche aus«, sagt Morgan Williams. »War es eine Flasche?«

Er schüttelt den Kopf. Seine Nase blutet wieder.

»Tu das nicht, Bruder«, sagt Kat. Ihre ganze Hand ist voller Blut; sie wischt es an ihrer Schürze ab. Was für eine Schweinerei, er hätte ebenso gut seinen Kopf hineinlegen können.

»Ich vermute, du hast es nicht gesehen?«, sagt Morgan. »Was genau er in der Hand hatte?«

»Das ist der Witz dabei, sich von hinten anzuschleichen«, sagt Kat. »An dir ist wirklich ein Friedensrichter verloren gegangen. Hör zu, Morgan, soll ich dir was über meinen Vater erzählen? Er greift sich, was immer gerade herumliegt. Manchmal ist es eine Flasche, das stimmt. Ich habe gesehen, wie er meine Mutter damit geschlagen hat. Sogar unsere kleine Bet, ich habe gesehen, wie er ihr eine Flasche über den Kopf gezogen hat. Aber ich habe es auch mal *nicht* gesehen, wenn er es tat, und das war schlimmer, weil ich nämlich diejenige war, die umgehauen werden sollte.«

»Ich frage mich, wo ich da eingehiratet habe«, sagt Morgan Williams.

Aber das ist nur Gerede von Morgan; manche Männer schniefen ständig, manche Frauen haben Kopfschmerzen, und Morgan muss sich immer diese Fragen stellen. Der Junge hört nicht auf ihn; er denkt, wenn mein Vater das mit meiner Mutter gemacht hat, die schon so

lange tot ist, hat er sie vielleicht umgebracht? Nein, dafür hätte man ihn sicher zur Verantwortung gezogen; Putney ist gesetzlos, aber mit Mord kommt man nicht durch. Kat ist, was er anstelle einer Mutter hat: Sie weint für ihn und reibt seinen Nacken.

Er schließt die Augen, um sein linkes Auge dem rechten anzugleichen; er versucht beide zu öffnen. »Kat«, sagt er, »darunter habe ich doch ein Auge? Ich kann nämlich nichts sehen.« Ja, ja, ja, sagt sie, während Morgan Williams mit seiner Untersuchung der Fakten fortfährt und sich für einen harten, einigermaßen schweren, scharfen Gegenstand entscheidet, aber wahrscheinlich keine *zerbrochene* Flasche, denn in diesem Fall hätte Thomas ihre gezackte Kante gesehen, bevor Walter seine Braue aufgeschlitzt hat, um ihm das Auge auszustechen. Er hört, wie Morgan seine Theorie entwickelt, und würde gerne über den Stiefel sprechen, über den Knoten, den Knoten im Zwirn, aber die Anstrengung, den Mund zu bewegen, scheint in keinem Verhältnis zum Ertrag zu stehen. Im Großen und Ganzen stimmt er Morgans Schlussfolgerung zu; er versucht, mit den Achseln zu zucken, aber es schmerzt zu sehr, und er fühlt sich so zermalmt und zerrissen, dass er sich fragt, ob sein Hals gebrochen ist.

»Überhaupt«, sagt Kat, »was hast du getan, Tom, um ihn so in Fahrt zu bringen? Normalerweise schlägt er erst abends zu, jedenfalls, wenn es keinen Grund gibt.«

»Ja«, sagt Morgan Williams, »gab es einen Grund?«

»Gestern. Ich habe mich geprügelt.«

»Du hast dich gestern geprügelt? Mit wem, in Gottes Namen?«

»Ich weiß es nicht.« Der Name ist ihm zusammen mit dem Grund entfallen, aber sein Kopf fühlt sich an, als hätte er beim Verschwinden einen zersplitterten Knochen aus seinem Schädel entfernt. Er berührt seine Kopfhaut – vorsichtig. Flasche? Möglich.

»Ach«, sagt Kat, »sie prügeln sich immer. Jungen. Unten am Fluss.«

»Ich möchte nur sicher sein, dass ich das richtig verstehe«, sagt Morgan. »Gestern kommt er nach Hause, seine Kleider sind zerrissen und seine Fingerknöchel aufgeschürft, und sein alter Herr sagt, was ist das,

hast du dich geprügelt? Er wartet einen Tag, dann zieht er ihm eine Flasche über den Kopf. Danach stößt er ihn im Hof zu Boden, versetzt ihm überall Fußtritte, schlägt ihn mit einem Holzbrett, das griffbereit daliegt ...«

»Hat er das getan?«

»Es hat sich in der ganzen Gemeinde herumgesprochen! Sie waren alle schon am Kai versammelt, um es mir zu erzählen, sie haben es mir zugerufen, bevor das Boot festgemacht hat. Morgan Williams, hör mal, der Vater deiner Frau hat Thomas geschlagen, und Thomas ist sterbend zum Haus seiner Schwester gekrochen, sie haben den Priester gerufen ... Hast du den Priester gerufen?«

»Ach, ihr Williamsens!«, sagt Kat. »Ihr glaubt, ihr seid wichtige Leute hier. Die Leute treten an, um euch alles zu erzählen. Aber warum machen sie das? Weil ihr einfach alles glaubt.«

»Aber es stimmt!«, ruft Morgan. »So gut wie! Nicht? Wenn du den Priester weglässt. Und dass er noch nicht tot ist.«

»Du wirst mit Sicherheit noch Friedensrichter«, sagt Kat, »so scharfsinnig, wie du den Unterschied zwischen einer Leiche und meinem Bruder feststellst.«

»Wenn ich Friedensrichter bin, lasse ich deinen Vater in den Stock legen. Eine Geldstrafe? Das reicht nicht. Welchen Sinn hat das schon, wenn derjenige dann einfach loszieht und sich die Münzen im selben Wert von einem Unschuldigen erschwindelt oder sie ihm raubt, wenn er zufällig seinen Weg kreuzt.«

Er stöhnt: versucht, dabei nicht zu stören.

»Schon gut, schon gut«, flüstert Kat.

»Ich würde sagen, die Richter haben die Nase voll«, sagt Morgan. »Wenn er sein Ale nicht verwässert, lässt er illegal Tiere auf dem Anger laufen, wenn er den Anger nicht plündert, greift er einen Gesetzeshüter an, wenn er nicht betrunken ist, ist er stockbetrunken, und wenn er nicht vor seiner Zeit stirbt, gibt es keine Gerechtigkeit auf dieser Welt.«

»Fertig?«, sagt Kat. Sie wendet sich ihm wieder zu. »Tom, du bleibst jetzt besser bei uns. Morgan Williams, was sagst du? Er taugt für die

schwere Arbeit, wenn es ihm wieder besser geht. Er kann die Zahlen für dich machen, er kann addieren und ... wie heißt das andere? Schon gut, lach mich nicht aus, was meinst du, wie viel Zeit ich dazu hatte, rechnen zu lernen, mit so einem Vater? Dass ich meinen Namen schreiben kann, verdanke ich unserem Tom hier. Er hat es mir beigebracht.«

»Das wird ihm nicht«, sagt er. »Gefallen.« Nur das bringt er zustande: kurze, einfache Aussagen.

»Gefallen? Er sollte sich schämen«, sagt Morgan.

Kat sagt: »Das Schämen hat Gott ausgelassen, als er meinen Vater gemacht hat.«

Er sagt: »Weil. Nur eine Meile entfernt. Er kann leicht.«

»Auf dich losgehen? Soll er nur!« Morgan führt noch einmal seine Faust vor: seinen kleinen nervösen walisischen Faustschlag.

Nachdem Kat ihn versorgt hatte und Morgan Williams mit seiner Prahlerei und der Rekonstruktion des Angriffs fertig war, legte er sich eine Stunde oder zwei hin, um sich zu erholen. In der Zeit kam Walter mit ein paar Bekannten vorbei, und ein gewisses Maß an Geschrei und Tritten gegen Türen ertönte, obwohl es nur gedämpft zu ihm heraufdrang und er glaubte, es vielleicht nur geträumt zu haben. Nun fragt er sich: Was soll ich tun, ich kann nicht in Putney bleiben. Zum Teil, weil seine Erinnerung an die Prügelei von vorgestern zurückkehrt, und er meint, dass ein Messer im Spiel gewesen sein könnte; und wer immer es auch abbekommen hat, er war es nicht; heißt das, dass er selbst es benutzte? All das ist ihm unklar. Klar ist jedoch seine Meinung zu Walter: Ich habe genug davon. Wenn er mich noch einmal angreift, töte ich ihn, und wenn ich ihn töte, hängen sie mich auf, und wenn sie mich hängen, dann will ich einen besseren Grund dafür haben.

Von unten ihre Stimmen, mal lauter, mal leiser. Er kann nicht jedes Wort verstehen. Morgan sagt: Er hat alle Brücken hinter sich abgebrochen. Kat bereut ihr Angebot, die Arbeit als Schankhilfe, Mädchen für alles und Rauschmeißer, denn, wie Morgan sagt: »Walter wird immer hier vorbeikommen, oder? Und dann: ›Wo ist Tom, schick ihn nach

Hause, wer hat denn den verdammten Priester bezahlt, der ihm Lesen und Schreiben beigebracht hat, ich war's, und du erntest jetzt den verdammten Lohn, du lauchfressende Schlampe.«

Er kommt nach unten. Morgan sagt fröhlich: »Du siehst gut aus, in Anbetracht der Umstände.«

Die Wahrheit über Morgan Williams ist – und er mag ihn deshalb um keinen Deut weniger –, die Wahrheit ist: Diese Absicht, seinen Schwiegervater eines Tages zusammenzuschlagen, gibt es bloß in seinem Kopf. In Wirklichkeit hat er genauso viel Angst vor Walter wie eine ganze Menge anderer Leute in Putney – und, um genau zu sein, in Mortlake und Wimbledon.

Er sagt: »Ich mach mich dann mal auf den Weg.«

Kat sagt: »Du musst heute Nacht hier bleiben. Du weißt, dass der zweite Tag am schlimmsten ist.«

»Wen wird er schlagen, wenn ich weg bin?«

»Nicht unser Problem«, sagt Kat. »Bet ist verheiratet und raus aus der ganzen Sache, Gott sei Dank.«

Morgan Williams sagt: »Wenn Walter mein Vater wäre, würde ich abhauen, sage ich dir.« Er wartet. »Zufällig haben wir etwas Bargeld da.«

Eine Pause.

»Ich zahle es zurück.«

Morgan sagt lachend, erleichtert: »Und wie willst du das anstellen, Tom?«

Er weiß es nicht. Das Atmen fällt ihm schwer, aber das hat nichts zu sagen, es ist nur das geronnene Blut in seiner Nase. Sie scheint nicht gebrochen zu sein; prüfend betastet er sie, und Kat sagt: Vorsicht, das hier ist eine saubere Schürze. Ein gequältes Lächeln zeigt sich auf ihrem Gesicht, sie will nicht, dass er geht, aber sie wird Morgan Williams nicht widersprechen, oder etwa doch? Die Williamsens sind wichtige Leute in Putney, in Wimbledon. Morgan vergöttert sie; er erinnert sie stets daran, dass sie Mädchen hat, die sich ums Backen und Brauen kümmern, warum setzt sie sich nicht oben hin, näht wie eine Dame und betet für seinen Erfolg, wenn er nach London geht, um in seinem Stadt-

rock Geschäfte zu machen? Zweimal am Tag könnte sie in einem guten Kleid durchs *Pegasus* rauschen und die Dinge richten, die nicht in Ordnung sind: Das ist Morgans Vorstellung. Und obwohl sie, soweit er das sehen kann, genauso hart arbeitet, wie sie es seit ihrer Kindheit immer getan hat, findet sie anscheinend doch Gefallen daran, wenn Morgan sie ermahnt, sich hinzusetzen und eine Dame zu sein.

»Ich zahle es zurück«, sagt er. »Vielleicht werde ich Soldat. Ich könnte euch einen Teil meines Lohnes schicken, und eventuell bekomme ich Kriegsbeute.«

Morgan sagt: »Aber es gibt keinen Krieg.«

»Irgendwo wird es einen geben«, sagt Kat.

»Oder ich könnte Schiffsjunge werden. Aber Bella, wisst ihr – meint ihr, ich sollte zurückgehen und sie holen? Sie hat gejault. Er hatte sie weggesperrt.«

»Damit sie ihm nicht in die Zehen beißt?«, sagt Morgan. Er macht sich lustig über Bella.

»Ich würde sie gerne mitnehmen.«

»Ich habe schon von Schiffskatzen gehört. Aber nicht von Schiffshunden.«

»Sie ist sehr klein.«

»Sie geht nicht als Katze durch«, lacht Morgan. »Außerdem bist du sowieso zu groß für einen Schiffsjungen. Sie müssen in die Takelage klettern wie kleine Affen – hast du je einen Affen gesehen, Tom? Soldat ist eher was für dich. Sei ehrlich: wie der Vater, so der Sohn – du hast nicht hinten gestanden, als Gott die Fäuste verteilt hat.«

»Also«, sagt Kat. »Mal sehen, ob wir das richtig verstehen. Eines Tages zieht mein Bruder Tom los und prügelt sich. Als Strafe schleicht sich sein Vater von hinten an ihn an und schlägt ihn womit auch immer, das aber jedenfalls schwer und vermutlich scharf ist, und dann, als er hinfällt, sticht er ihm fast das Auge aus, gibt sich große Mühe, ihm in die Rippen zu treten, prügelt ihn mit einem Brett, das gerade zur Hand ist, zerschlägt ihm das Gesicht, sodass ich ihn kaum erkennen würde, wäre ich nicht seine leibliche Schwester: Und mein Ehemann

sagt, die Lösung ist, Soldat zu werden, Thomas, zieh los und finde jemanden, den du nicht kennst, stich ihm *sein* Auge aus, tritt *ihm* in die Rippen, *töte* ihn sogar und lass dich dafür bezahlen.«

»Ist doch besser«, sagt Morgan, »als sich am Fluss zu prügeln, wovon niemand etwas hat. Sieh ihn dir an – wenn es nach mir ginge, würde ich einen Krieg ausrufen, nur um ihn anzustellen.«

Morgan zieht seinen Geldbeutel heraus. Er legt Münzen hin: klimper, klimper, klimper – verführerisch langsam.

Er berührt sein Jochbein. Es ist geprellt, intakt: aber so kalt.

»Hör zu«, sagt Kat, »wir sind hier aufgewachsen, bestimmt gibt es Leute, die Tom helfen würden ...«

Morgan wirft ihr einen Blick zu. Der sagt sehr deutlich: Glaubst du wirklich, dass es viele Leute gibt, die es sich mit Walter Cromwell verderben wollen? Die wollen, dass er ihnen die Tür eintritt? Und sie sagt, als hätte er seinen Gedanken laut ausgesprochen: »Nein. Vielleicht nicht. Vielleicht, Tom, wäre es wirklich am besten, meinst du nicht auch?«

Er steht auf. Sie sagt: »Morgan, sieh ihn dir an. Er sollte nicht heute Abend aufbrechen.«

»Sollte ich doch. In einer Stunde hat er einen sitzen, und dann kommt er wieder. Er würde sogar das Haus in Brand stecken, wenn er glaubt, ich bin drin.«

»Hast du alles, was du für die Reise brauchst?«

Er möchte sich zu Kat umdrehen und sagen: nein.

Aber sie hat ihr Gesicht abgewendet, und sie weint. Sie weint nicht um ihn, denn niemand, glaubt er, wird je um ihn weinen, dazu hat Gott ihn nicht geschaffen. Sie weint um ihre Vorstellung davon, wie das Leben sein sollte: Sonntags nach der Kirche, alle Schwestern, Schwägerinnen, Ehefrauen küssen und umarmen sich, geben den eigenen und den Kindern der anderen Klapse und streicheln zugleich liebevoll ihre kleinen runden Köpfe, die Frauen vergleichen ihre Babys und reichen sie herum, und die Männer finden sich zusammen und reden über die Geschäfte, Wolle, Garn, Stoffbahnen, Schiffsladungen, die verdammten Flamen, Fischereirechte, Bierbrauen, Jahresumsatz, ein guter Tipp

zur rechten Zeit, eine Hand wäscht die andere, eine kleine Vergünstigung, ein kleiner Vorschuss, mein Anwalt sagt ... So sollte es sein, wenn man mit Morgan Williams verheiratet ist, die Williamsens sind schließlich eine wichtige Familie in Putney ... Aber es ist nie so gekommen. Walter hat alles verdorben.

Vorsichtig, steif richtet er sich auf. Inzwischen tut ihm jeder Teil seines Körpers weh. Nicht so schlimm, wie es morgen wehtun wird; am dritten Tag werden die Prellungen sichtbar und man muss die Fragen der Leute beantworten, die wissen wollen, woher man sie hat. Aber bis dahin wird er weit weg sein und vermutlich wird niemand Auskunft verlangen, weil ihn niemand kennt oder sich Gedanken um ihn macht. Die Leute werden denken, dass es normal bei ihm ist, die Spuren einer Prügelei im Gesicht zu tragen.

Er nimmt das Geld. Er sagt: »*Hwyl, Morgan Williams. Diolch am yr arian.*« Danke für das Geld. »*Gofalwch am Katheryn. Gofalwch am eich busnes. Wela i chi eto rhywbryd. Pob lwc.*« Kümmere dich um meine Schwester. Kümmere dich um dein Geschäft. Irgendwann sehen wir uns wieder.

Morgan Williams starrt ihn an.

Er grinst beinahe, würde es tun, wenn sein Gesicht nicht davon aufreißen würde. All die Tage, die er damit verbracht hat, in den verschiedenen Haushalten der Williamsens herumzulungern: Haben sie etwa geglaubt, er sei nur wegen des Essens gekommen?

»*Pob lwc*«, sagt Morgan langsam. Viel Glück.

Er sagt: »Ist es gut, wenn ich den Fluss entlanglaufe?«

»Wo willst du denn hin?«

»Zum Meer.«

Einen Augenblick sieht Morgan Williams traurig aus, weil es so weit gekommen ist. Er sagt: »Wirst du es schaffen, Tom? Ich sage dir, wenn Bella kommt und nach dir sucht, schicke ich sie nicht hungrig nach Hause. Kat wird ihr eine Pastete geben.«

Vaterschaft

1527

Nun also: Stephen Gardiner. Kommt heraus, als er hineingeht. Es ist nass und für eine Nacht im April ungewöhnlich warm, aber Gardiner trägt Pelze, die wie glänzende, dichte schwarze Federn wirken; jetzt steht er da und plustert sie auf, rafft die Kleider um seine große, aufrechte Gestalt wie schwarze Engelsflügel.

»Spät dran«, sagt Master Stephen unfreundlich.

Er ist ungerührt. »Ich oder Ihre werte Person?«

»Sie.« Er wartet.

»Betrunkene auf dem Fluss. Das Fest zu Ehren einer ihrer Schutzheiligen, sagen die Bootsführer.«

»Haben Sie zu ihr gebetet?«

»Ich bete zu jedem, Stephen, bis ich wieder festen Boden unter den Füßen habe.«

»Es überrascht mich, dass Sie nicht selbst zum Ruder gegriffen haben. Als Junge haben Sie doch bestimmt auf dem Fluss gearbeitet.«

Stephen spielt immer auf dasselbe an. Dein Halunke von Vater. Deine niedrige Geburt. Stephen ist angeblich so etwas wie ein halb-königlicher Bastard: gegen Bezahlung diskret aufgezogen, als eigenes Kind von diskreten Leuten in einer kleinen Stadt; Wollhändler, die Master Stephen verabscheut und vergessen möchte; und da er selbst jeden im Wollhandel kennt, weiß er mehr über Stephens Vergangenheit, als diesem lieb ist. Das arme Waisenkind!

Master Stephen ärgert sich über alles, was seine persönlichen Umstände betrifft. Er ärgert sich darüber, dass er ein nicht anerkannter Vetter des Königs ist. Er ärgert sich darüber, dass er Geistlicher werden musste, obwohl die Kirche es gut mit ihm gemeint hat. Er ärgert sich über die Tatsache, dass jemand anders nächtliche Gespräche mit dem Kardinal führt, dessen Privatsekretär er selbst ist. Er ärgert sich über die

Tatsache, dass er zu jenen hochgewachsenen Männern gehört, deren Größe nicht viel aussagt, weil nichts dahintersteckt, und er ärgert sich über das Wissen, dass, wenn sie in einer dunklen Nacht aufeinanderträfen, Master Thos. Cromwell derjenige wäre, der davonkäme, sich die Hände abwischen und dabei lächeln würde.

»Gott segne Sie«, sagt Gardiner und tritt in die für April ungewöhnlich warme Nacht hinaus.

Cromwell sagt: »Danke.«

Der Kardinal ist mit Schreiben beschäftigt und sagt, ohne aufzusehen: »Thomas. Regnet es noch? Ich habe Sie früher erwartet.«

Bootsführer. Fluss. Heilige. Seit dem frühen Morgen war er unterwegs, und den überwiegenden Teil der letzten zwei Wochen hat er in Angelegenheiten des Kardinals auf dem Sattel verbracht; und nun ist er in Etappen – keinen leichten Etappen – von Yorkshire heruntergekommen. Er war bei seinen Schreibern im *Gray's Inn* und hat sich Wäsche zum Wechseln geliehen. Er war im Osten der Stadt, um zu hören, welche Schiffe eingelaufen sind, und den Aufenthaltsort einer inoffiziellen Warensendung zu ermitteln, die er erwartet. Aber er hat noch nicht gegessen, und zu Hause war er auch noch nicht.

Der Kardinal erhebt sich. Er öffnet eine Tür, spricht mit den Dienern, die dahinter warten. »Kirschen! Was, keine Kirschen? April, sagt ihr? Erst April? Dann werden wir wohl große Mühe damit haben, meinen Gast zu beschwichtigen.« Er seufzt. »Bringt, was ihr habt. Aber seid euch klar, dass es auf keinen Fall genügen wird. Warum werde ich nur so schlecht bedient?«

Auf einmal ist der ganze Raum in Bewegung: Speisen, Wein, ein Feuer wird entzündet. Ein Mann nimmt ihm besorgt murmelnd die nassen Überkleider ab. Alle Hausdiener des Kardinals sind so: zuvorkommend, kaum vernehmbar, devot; beständig werden sie zurechtgewiesen. Und alle Besucher des Kardinals werden auf dieselbe Weise behandelt. Hätte ihn jemand zehn Jahre lang jede Nacht gestört, um dann schmallend und mürrisch dazusitzen, wäre er trotzdem noch sein geschätzter Gast.

Die Diener machen sich unsichtbar, verschwinden in Richtung Tür.
»Wünschen Sie sonst noch etwas?«, sagt der Kardinal.

»Dass die Sonne aufgeht?«

»Um diese Zeit? Sie überschätzen meine Fähigkeiten.«

»Die Dämmerung würde reichen.«

Der Kardinal nickt den Dienern zu. »Um diese Bitte kümmere ich mich selbst«, sagt er ernst; sie entgegen ein ernsthaftes Murmeln und verschwinden.

Der Kardinal faltet die Hände. Er stößt einen tiefen, zufriedenen Seufzer aus wie ein Leopard, der sich an einem warmen Plätzchen niederlässt. Er betrachtet seinen Mann für die Geschäfte; sein Mann für die Geschäfte betrachtet ihn. Mit fünfundfünfzig sieht er immer noch so gut aus wie in der Blüte seiner Jahre. Heute Abend trägt er nicht das alltägliche Scharlachrot, sondern dunkles Violett und feine weiße Spitze: wie ein einfacher Bischof. Seine Körpergröße beeindruckt; sein Bauch – der von Rechts wegen eigentlich einem unbeweglicheren Mann gehören müsste – ist bloß ein weiterer fürstlicher Aspekt seines Wesens, und auf ihn legt er oft vertrauensvoll eine große, weiße, beringte Hand. Ein großer Kopf – sicherlich von Gott dazu geschaffen, die päpstliche Tiara zu tragen – thront eindrucksvoll auf breiten Schultern: Schultern, auf denen (wenn auch nicht in diesem Augenblick) die große Kette des Lordkanzlers von England ruht. Der Kopf neigt sich; mit jener honigsüßen Stimme, die von hier bis Wien Bekanntheit genießt, sagt der Kardinal: »Nun dann, erzählen Sie mir, wie Yorkshire war.«

»Schmutzig.« Er setzt sich. »Wetter. Leute. Manieren. Moral.«

»Nun, ich vermute, Sie haben den richtigen Ort gewählt, um sich zu beklagen. Obwohl ich bereits mit Gott wegen des Wetters in Verhandlung stehe.«

»Ach, und das Essen. Fünf Meilen im Landesinneren und kein frischer Fisch.«

»Und kaum Hoffnung auf eine Zitrone, vermute ich. Was essen sie dort?«

»Londoner, wenn sie welche bekommen können. Sie haben noch nie solche Ungläubige gesehen. Derart herrschaftlich, aber niedrige Gesinnung. Leben in Höhlen, und trotzdem gehen sie in der Gegend als Adlige durch.« Er sollte hingehen und sich selbst ein Bild machen, der Kardinal; er ist Erzbischof von York, hat sein Bistum aber nie besucht.
»Und was die Angelegenheiten Ihro Gnaden betrifft ...«

»Ich höre«, sagt der Kardinal. »Ich gehe sogar noch weiter. Ich bin gefesselt.«

Während er zuhört, legt sich das Gesicht des Kardinals in seine freundlichen, stets aufmerksamen Falten. Von Zeit zu Zeit notiert er sich eine Zahl, die genannt wird. Er trinkt einen Schluck von seinem hervorragenden Wein, und schließlich sagt er: »Thomas ... was haben Sie getan, Sie abscheulicher Diener? Eine Äbtissin erwartet ein Kind? Zwei, drei Äbtissinnen? Oder, warten Sie ... Haben Sie Whitby in Brand gesteckt, aus einer Laune heraus?«

In Bezug auf Cromwell hat der Kardinal zwei Witze, die sich gelegentlich zu einem verbinden. Der erste ist, dass er hereinspaziert und Kirschen im April und Kopfsalat im Dezember verlangt. Der zweite ist, dass er durch das Land zieht, Schandtaten verübt und das Konto des Kardinals damit belastet. Der Kardinal hat weitere Witze, die er von Zeit zu Zeit anbringt: je nach Bedarf.

Es ist etwa zehn Uhr. Die Flammen der Kerzen verneigen sich höflich vor dem Kardinal und richten sich wieder auf. Der Regen – seit September regnet es bereits – schlägt gegen das Fensterglas. »In Yorkshire«, sagt er, »wird Ihr Projekt missbilligt.«

Das Projekt des Kardinals: Nachdem er die Erlaubnis des Papstes erhalten hat, möchte er etwa dreißig kleine, schlecht geführte Klöster mit größeren zusammenschließen und das Einkommen dieser Klöster – verfallen, aber oft sehr alt – in Einkünfte für die beiden Colleges umwandeln, mit deren Gründung er befasst ist: das Cardinal College in Oxford und eines in seiner Heimatstadt Ipswich. Dort erinnert man sich noch gut an ihn als gelehrten Sohn eines wohlhabenden und frommen Metzgermeisters, der der Zunft angehörte und darüber hinaus ein

großes und gut geführtes Gasthaus besaß, das die vornehmsten Reisenden frequentieren. Die Schwierigkeit ist ... Nein, tatsächlich gibt es diverse Schwierigkeiten. Der Kardinal, *Bachelor of Arts* mit fünfzehn, *Bachelor of Theology* mit Mitte zwanzig, kennt sich im Rechtswesen aus, mag aber die Verzögerungen nicht, die es mit sich bringt; er kann nicht akzeptieren, dass unbewegliches Vermögen nicht genauso schnell und leicht in Geld umgewandelt werden kann, wie er eine Oblate in den Leib Christi verwandelt. Als er dem Kardinal einmal versuchsweise etwas erklärte, ein nebensächliches Detail in Bezug auf das Bodenrecht – nun, lassen wir das, es war ein nebensächliches Detail –, brach der Kardinal in Schweiß aus und sagte: Thomas, was kann ich Ihnen geben, damit Sie diese Sache nie wieder erwähnen? Finden Sie einen Weg, tun Sie es einfach, sagte er immer, wenn Hindernisse auftauchten; und wenn er von irgendwelchen unbedeutenden Personen hörte, die seine großartigen Pläne durchkreuzten, sagte er: Thomas, geben Sie ihnen etwas Geld und machen Sie, dass sie weggehen.

Er hat die Muße, darüber nachzudenken, da der Kardinal auf seinen Schreibtisch starrt, auf den Brief, den er halb geschrieben hat. Er sieht auf. »Tom ...« Und dann: »Ach nein, nicht so wichtig. Sagen Sie mir, warum Sie so finster dreinschauen.«

»Die Leute dort oben sagen, dass sie mich töten wollen.«

»Wirklich?«, sagt der Kardinal. Sein Gesichtsausdruck sagt: Ich bin erstaunt und enttäuscht. »Und werden sie das tun? Oder was glauben Sie?«

Hinter dem Kardinal hängt ein Gobelin, auf der ganzen Länge der Wand. König Salomon streckt die Hände in die Dunkelheit aus und begrüßt die Königin von Saba.

»Ich glaube, wenn man einen Mann töten will, muss man es einfach tun. Man sollte ihm keinen Brief schreiben. Keinen Lärm darum machen und ihm drohen, sodass er sich in Acht nimmt.«

»Sollten Sie sich je nicht in Acht nehmen, lassen Sie es mich wissen. Das würde ich wirklich gerne sehen. Wissen Sie, wer ... Aber ich vermute stark, dass solche Leute ihre Briefe nicht unterschreiben. Ich werde

mein Projekt nicht aufgeben. Ich habe die Institutionen persönlich und sorgfältig ausgewählt, und Seine Heiligkeit hat ihre Schließung mit seinem Siegel bewilligt. Diejenigen, die dagegen sind, missverstehen meine Absicht. Niemand hat vor, alte Mönche auf die Straße zu setzen.«

Das ist wahr. Es kann Versetzungen geben, Renten, Entschädigungen. Es kann verhandelt werden, mit gutem Willen beiderseits. Beugt euch dem Unvermeidlichen, drängt er. Respekt vor dem Lordkardinal. Bedenkt seine umsichtige und väterliche Sorge. Das sind die Wendungen, mit denen man verhandelt. Armut, Keuschheit und Gehorsam werden angesprochen, wenn man einem senilen Prior sagt, was er tun soll. »Sie missverstehen es nicht«, sagt er. »Sie wollen nur die Einkünfte haben.«

»Sie werden eine bewaffnete Wache mitnehmen müssen, wenn Sie das nächste Mal in den Norden gehen.«

Der Kardinal, der über die endgültige Bestimmung eines Christen nachdenkt, hat sein Grabmal bereits von einem Bildhauer aus Florenz entwerfen lassen. Seine Leiche wird unter den ausgebreiteten Flügeln eines Engels in einem Sarkophag aus Porphyrt liegen. Der geäderte Stein wird sein Denkmal sein, wenn der Einbalsamierer das Blut aus seinen Adern lässt; wenn seine Glieder so hart sind wie Marmor, werden seine Tugenden mit einer goldenen Inschrift hervorgehoben. Aber die Kollegen sollen sein atmendes Denkmal werden, sie sollen lange, nachdem er gegangen ist, arbeiten und leben: Arme Jungen, arme Gelehrte werden den Witz des Kardinals, seinen Sinn für Ehrfurcht und Schönheit, seinen Instinkt für Anstand und Freude, seine Finesse in die Welt tragen. Kein Wunder, dass er den Kopf schüttelt. Normalerweise muss man einem Rechtsanwalt keine bewaffnete Wache mitgeben. Der Kardinal hasst jegliche Demonstration von Stärke. Das wäre nicht subtil genug. Manchmal kommt einer seiner Leute zu ihm – sagen wir mal Stephen Gardiner –, um ein Nest von Häretikern in der City von London zu entlarven. Ernsthaft sagt er dann: die armen ahnungslosen Seelen. Sie beten für sie, Stephen, und ich bete für sie, und dann sehen wir ja, ob wir sie nicht mit vereinter Kraft zur Vernunft bringen können. Und sagen Sie ihnen, sie sollen sich bessern, sonst bekommt Thomas

More sie in die Finger und schließt sie in seinem Keller ein. Und dann hören wir bloß noch ihre Schreie.

»Nun, Thomas.« Er sieht auf. »Sprechen Sie eigentlich Spanisch?«

»Ein wenig. Aus dem Bereich des Militärs, wissen Sie. Holprig.«

»Ich dachte, Sie haben in den spanischen Armeen gedient.«

»Bei den Franzosen.«

»Ach so. Und gab es keine Verbrüderung?«

»Nicht über einen gewissen Punkt hinaus. Ich kann Leute auf Kastilisch beleidigen.«

»Das werde ich mir merken«, sagt der Kardinal. »Ihre Zeit kommt vielleicht noch. Im Augenblick ..., ich habe mir überlegt, dass es gut wäre, mehr Freunde im Haushalt der Königin zu haben.«

Spione, meint er. Um zu erfahren, wie sie die Nachricht aufnehmen wird. Um zu erfahren, was Königin Katherine in ihren privaten Gemächern sagen wird, wenn sie nicht mehr an der Leine liegt und sich von der Schlinge des diplomatischen Lateins befreit hat, in dem ihr mitgeteilt werden wird, dass der König – nachdem sie fast zwanzig Jahre miteinander verbracht haben – eine andere Dame heiraten möchte. Irgendeine Dame. Irgendeine einflussreiche Prinzessin, von der er glaubt, dass sie ihm einen Sohn schenken kann.

Das Kinn des Kardinals ruht in seiner Hand; mit Zeigefinger und Daumen reibt er sich die Augen. »Der König hat mich heute Morgen aufgesucht«, sagt er, »außergewöhnlich früh.«

»Was wollte er?«

»Mitleid. Und das zu so früher Stunde. Ich habe eine Frühmesse mit ihm gehört, und er hat die ganze Zeit über geredet. Ich liebe den König. Gott weiß, wie sehr ich ihn liebe. Aber manchmal wird meine Fähigkeit zur Anteilnahme etwas überstrapaziert.« Er hebt sein Glas, schaut über den Rand. »Sie müssen sich das ausmalen, Tom. Sie müssen sich das vorstellen. Sie sind ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren. Sie haben eine gute Gesundheit und einen gesunden Appetit, Sie haben jeden Tag Stuhlgang, Ihre Gelenke sind geschmeidig, Ihre Knochen stützen Sie, und darüber hinaus sind Sie König von England. Aber.« Er schüt-

telt den Kopf. »Aber! Wenn er nur etwas Einfaches wollte. Den Stein der Weisen. Einen Zauberspruch für ewige Jugend. Eine dieser Truhen voller Goldstücke, die in Märchen vorkommen.«

»Und wenn man ein paar herausnimmt, füllt sie sich von selbst wieder auf?«

»Genau. Nun, ich mache mir Hoffnungen auf die Goldtruhe und den Zauberspruch und alles andere. Aber wo soll ich anfangen, nach einem Sohn zu suchen, der sein Land nach ihm regiert?«

»Wenn Sie keinen Sohn für ihn finden können«, sagt er, »müssen Sie eine Stelle aus der Heiligen Schrift für ihn finden. Um ihn zu beruhigen.«

Der Kardinal scheint danach zu suchen, auf seinem Schreibtisch. »Nun, das Fünfte Buch Mose. Es empfiehlt eindeutig, dass ein Mann die Frau seines verstorbenen Bruders heiraten soll. Wie er es getan hat.« Der Kardinal seufzt. »Aber er mag das Fünfte Buch Mose nicht.«

Überflüssig zu fragen: warum nicht? Überflüssig zu erwähnen: Wenn das Fünfte Buch Mose dir befiehlt, die Witwe deines Bruders zu heiraten, und das Dritte Buch Mose sagt, tu es nicht oder du hast keine Nachkommen, sollte man versuchen, mit dem Widerspruch zu leben, und akzeptieren, dass die Frage, welches Buch Priorität hat, vor zwanzig Jahren in Rom gegen eine saftige Gebühr von führenden Prälaten ausdiskutiert wurde, sodass die Dispens erteilt und mit dem päpstlichen Siegel überbracht werden konnte.

»Ich verstehe nicht, warum er sich das Dritte Buch Mose so zu Herzen nimmt. Er hat eine Tochter, die am Leben ist.«

»Ich denke, dass man in der Schrift grundsätzlich davon ausgehen kann, dass ›Kinder‹ ›Söhne‹ bedeutet.«

Der Kardinal bezieht sich bei seiner Auslegung des Textes auf das Hebräische; seine Stimme ist sanft, beruhigend. Er liebt es zu unterrichten, wo ein Wille ist, unterrichtet zu werden. Sie kennen sich jetzt seit einigen Jahren, und obwohl die Hierarchie klar ist, ist die Formalität zwischen ihnen geschwunden. »Ich habe einen Sohn«, sagt er. »Sie wissen das natürlich. Gott vergebe mir. Eine Schwäche des Fleisches.«

Der Sohn des Kardinals – Thomas Winter, wie er genannt wird – scheint zur Gelehrsamkeit und einem ruhigen Leben zu neigen, wobei sein Vater vielleicht andere Vorstellungen hat. Der Kardinal hat auch eine Tochter, ein junges Mädchen, das nie jemand zu Gesicht bekommen hat. Ziemlich unverblümt hat er sie Dorothea genannt, das Geschenk Gottes; sie ist bereits in ein Kloster gegeben worden, wo sie vermutlich für ihre Eltern betet.

»Und Sie haben einen Sohn«, sagt der Kardinal. »Oder sollte ich sagen: Sie haben einen Sohn, dem Sie Ihren Namen geben. Ich vermute mal, es gibt noch ein paar mehr, die am Ufer der Themse herumlaufen, von denen Sie nichts wissen?«

»Ich hoffe nicht. Ich war noch nicht einmal fünfzehn, als ich wegelaufen bin.«

Es amüsiert Wolsey, dass er sein genaues Alter nicht kennt. Der Kardinal blickt durch die Schichten der Gesellschaft hindurch auf eine Stufe weit unter seiner eigenen – als der mit Rindfleisch aufgezogene Sohn eines Metzgers –, auf einen Ort, wo sein Diener geboren wird: Der Tag ist unbekannt, die Herkunft obskur. Der Vater war zweifellos betrunken bei der Geburt; die Mutter war mit anderen Dingen beschäftigt, was nur verständlich ist. Kat hat ein Datum bestimmt; er ist ihr dankbar dafür.

»Nun ja, fünfzehn ...«, sagt der Kardinal. »Aber mit fünfzehn konnten Sie's, nehme ich an? Ich weiß, dass ich es konnte. Jetzt habe ich einen Sohn, jeder Bootsführer auf dem Fluss hat einen Sohn, jeder Bettler auf der Straße hat einen Sohn, Ihre Mächtegern-Mörder in Yorkshire haben zweifellos Söhne, die darauf eingeschworen werden, Sie in der nächsten Generation zu verfolgen, und Sie selbst haben, wie wir übereingekommen sind, einen ganzen Stamm von fluvialen Raufbolden gezeugt – nur der König hat als Einziger keinen Sohn. Wer hat Schuld daran?«

»Gott?«

»Näher als Gott?«

»Die Königin?«

»Mit größerer Verantwortung für alles als die Königin?«

Er kann ein breites Lächeln nicht unterdrücken. »Sie selbst, Ihre Gnaden.«

»Ich selbst, Meine Gnaden. Was soll ich dagegen unternehmen? Ich sage Ihnen, was ich tun könnte. Ich könnte Master Stephen nach Rom schicken, um bei der Kurie vorzufühlen. Aber andererseits brauche ich ihn hier ...«

Wolsey bemerkt seinen Gesichtsausdruck und lacht. Rivalisierende Untergebene! Er weiß sehr genau, dass beide mit ihrer Abstammung hadern und darum wetteifern, sein Lieblingssohn zu sein. »Was immer Sie von Master Stephen halten, er ist sehr bewandert im kanonischen Recht und ein sehr überzeugender Mensch, es sei denn, er versucht, Sie zu überzeugen. Ich sage Ihnen ...« Er bricht ab; er beugt sich vor und legt seinen großen Löwenkopf in die Hände, den Kopf, der wirklich die päpstliche Tiara getragen hätte, wenn bei der letzten Wahl die richtige Summe Geld an die richtigen Leute geflossen wäre. »Ich habe darum gebettelt«, sagt der Kardinal. »Thomas, ich bin auf die Knie gefallen und in dieser demütigen Lage habe ich versucht, ihn davon abzubringen. Majestät, habe ich gesagt, hören Sie auf mich. Nichts wird daraus erwachsen, wenn Sie Ihre Frau loswerden wollen, als eine Menge Ärger und Kosten.«

»Und er hat gesagt ...?«

»Er hat einen Finger in die Höhe gehalten. Warnend. »Nennen Sie, hat er gesagt, »jene liebe Dame niemals meine Frau, bevor Sie beweisen können, warum sie das ist und wie das sein kann. Bis dahin nennen Sie sie meine Schwester, meine liebe Schwester. Denn sie war zweifellos die Frau meines Bruders, bevor sie eine Form von Ehe mit mir durchlaufen hat.«

Es ist unmöglich, Wolsey ein illoyales Wort gegen den König zu entlocken. »Was es ist«, sagt er, »es ist ...« er zögert bei dem Wort, »es ist meiner Meinung nach ... absurd. Obwohl meine Meinung diesen Raum natürlich nicht verlassen darf. Sicher, seinerzeit gab es Personen, die wegen der Dispens die Stirn runzelten. Und Jahr um Jahr gab es welche,

die dem König etwas ins Ohr flüsteren; er hat nicht auf sie gehört, obwohl ich jetzt annehmen muss, dass er sie sehr wohl gehört hat. Aber der König war ein überaus treu liebender Ehemann, wissen Sie. Jegliche Zweifel wurden im Keim erstickt.« Sanft, aber bestimmt legt er eine Hand auf seinen Schreibtisch. »Sie wurden erstickt und immer wieder erstickt.«

Aber es besteht kein Zweifel daran, was Henry jetzt will. Eine Annullierung. Eine Erklärung, dass es seine Ehe nie gegeben hat. »Achtzehn Jahre lang«, sagt der Kardinal, »war er in einem Irrtum befangen. Er hat seinem Beichtvater gesagt, dass er nicht weniger als achtzehn Jahre der Sünde abbüßen muss.«

Er wartet – auf eine befriedigende kleine Reaktion. Sein Diener erwidert lediglich seinen Blick: Er nimmt es als gegeben hin, dass das Beichtgeheimnis nach Belieben des Kardinals gebrochen wird.

»Wenn Sie Master Stephen nach Rom schicken«, sagt er, »verleiht das der Laune des Königs, wenn ich es so ...«

Der Kardinal nickt: Sie dürfen es so ausdrücken.

»... internationale Aufmerksamkeit?«

»Master Stephen könnte es unauffällig erledigen. Als wolle er einen persönlichen päpstlichen Segen erbitten.«

»Sie verstehen Rom nicht.«

Wolsey kann dem nicht widersprechen. Er hat nie die Kälte im Nacken gespürt, die einen Mann dazu bringt, über die Schulter zu schauen, wenn er aus dem goldenen Licht des Tiber in die Undurchdringlichkeit eines Schattens tritt. An jeder gefallenen Säule, an jeder unschuldigen Ruine können die Diebe der Rechtschaffenheit lauern, die Hure eines Bischofs, der Neffe-eines-Neffen, ein Verführer mit Geld in der Tasche und pelzigem Atem; manchmal hat er das Gefühl, er hatte Glück, dieser Stadt mit heiler Seele entkommen zu sein.

»Einfach ausgedrückt«, sagt er, »die Spione des Papstes werden erraten, was Stephen vorhat, während er noch damit beschäftigt ist, seine Messgewänder einzupacken, und die Kardinäle und Sekretäre werden Zeit genug haben, um ihren Preis festzusetzen. Wenn Sie ihn schicken

müssen, geben Sie ihm genug Bargeld mit. Diese Kardinäle nehmen keine Versprechungen an; was sie wirklich mögen, ist ein Sack voll Gold, um ihre Bankiers zu beschwichtigen, denn die meisten haben keinen Kredit mehr.« Er zuckt die Achseln. »Ich weiß das.«

»Ich sollte Sie hinschicken«, sagt der Kardinal vergnügt. »Sie könnten Papst Clemens ein Darlehen anbieten.«

Warum nicht? Er kennt die Geldmärkte; vermutlich könnte er es arrangieren. An Clemens' Stelle würde er sich dieses Jahr stark verschulden und Truppen anheuern, um seine Territorien zu schützen. Aber wahrscheinlich ist es zu spät; für die sommerliche Kampfsaison muss man bis Lichtmess rekrutieren. Er sagt: »Wollen Sie die Klage des Königs nicht innerhalb Ihrer eigenen Gerichtsbarkeit anstrengen? Lassen Sie ihn ein paar Schritte tun, dann wird er sehen, ob er wirklich will, was er zu wollen glaubt.«

»Das habe ich vor. Ich beabsichtige, hier in London ein kleines Gericht einzuberufen. Wir werden uns schockiert an ihn wenden: König Harry, es scheint, dass Sie all diese Jahre auf ungesetzliche Weise mit einer Frau zusammengelebt haben, die nicht Ihre Ehefrau ist. Er hasst es, wenn seine Erhabenheit dadurch angekratzt wird, dass er im Unrecht zu sein scheint: und in genau dieses müssen wir ihn setzen, und zwar entschieden. Vermutlich wird er uns anschreien und in einem Anfall von Empörung zur Königin zurückeilen. Wenn nicht, muss ich die Dispens widerrufen lassen, hier oder in Rom, und wenn es mir gelingt, ihn von Katherine zu trennen, werde ich ihn schnell mit einer französischen Prinzessin verheiraten.«

Überflüssig zu fragen, ob dem Kardinal eine bestimmte Prinzessin vorschwebt. Es gibt nicht nur eine, sondern zwei oder drei. Er lebt nicht in einer einzigen Wirklichkeit, vielmehr in einem flexiblen Schattengeflecht von diplomatischen Möglichkeiten. Während er sein Bestes tut, um zu erreichen, dass der König mit Königin Katherine und ihrer spanisch-kaiserlichen Familie verheiratet bleibt, indem er Henry anfleht, seine Zweifel zu vergessen, plant er gleichzeitig eine alternative Welt, in der die Zweifel des Königs beachtet werden müssen und die Ehe mit

Katherine nichtig ist. Sobald die Ehe für ungültig erklärt wird – und die letzten achtzehn Jahre der Sünde und des Leidens gelöscht sind –, wird er das Gleichgewicht Europas wiederherstellen, England mit Frankreich verbünden und damit einen Machtblock formen, der dem jungen Kaiser Karl, dem Neffen Katherines, Widerstand leisten kann. Und alle Resultate sind dabei wahrscheinlich, alle Resultate können bewältigt, sogar zum Wunschresultat geschönt werden: Gebete und Druck, Druck und Gebete; alles, was geschieht, wird durch Gottes Willen geschehen, ein Wille, der durch hilfreiche Korrekturen des Kardinals umgestaltet und erneuert wird. Früher sagte er: »Der König wird dieses und jenes tun.« Dann begann er zu sagen: »Wir werden dieses und jenes tun.« Jetzt sagt er: »Das ist, was ich tun werde.«

»Aber was passiert mit der Königin?«, fragt er. »Wenn er sie loswird, wohin wird sie gehen?«

»Klöster können recht angenehm sein.«

»Vielleicht geht sie zurück nach Spanien.«

»Nein, das glaube ich nicht. Spanien ist jetzt ein anderes Land. Es ist – wie lange? – siebenundzwanzig Jahre her, dass sie nach England kam.« Der Kardinal seufzt. »Ich erinnere mich an sie, an ihre Ankunft. Wie Sie wissen, wurden ihre Schiffe durch das Wetter aufgehalten, und einen Tag nach dem anderen wurde sie im Kanal durchgeschaukelt. Der alte König ritt durch das Land nach Süden, entschlossen, sie zu treffen. Sie hielt sich in Dogmersfield auf, im Palast des Bischofs von Bath, und die Reise nach London ging nur langsam voran; es war November, und ja, es regnete. Bei seiner Ankunft bestand ihr Hofstaat auf den spanischen Gepflogenheiten: Die Prinzessin muss verschleiert bleiben, bis ihr Mann sie an ihrem Hochzeitstag sieht. Aber Sie kennen den alten König!«

Natürlich kannte er ihn nicht; er wurde ungefähr zu der Zeit geboren, als sich der alte König, Abtrünniger und Flüchtling sein Leben lang, den Weg zu einem Thron erkämpfte, auf den er nur einen vagen Anspruch hatte. Wolsey spricht, als hätte er alles selbst miterlebt, als wäre er Augenzeuge gewesen, und in gewisser Weise ist es auch so, denn

die jüngste Vergangenheit fügt sich bloß zu den Mustern, die seine überlegene Intelligenz anerkennt und die seinem Auge wohl tun. Er lächelt. »Der alte König ... als er älter wurde, konnte jede Kleinigkeit sein Misstrauen erregen. Demonstrativ zügelte er sein Pferd, um sich mit seiner Eskorte zu beraten, dann sprang er aus dem Sattel – er war immer noch ein schlanker Mann – und sagte den Spaniern ins Gesicht, er wolle sie sehen oder ... Mein Land und meine Gesetze, sagte er; bei uns dulden wir keine Schleier. Warum darf ich sie nicht sehen, bin ich betrogen worden, ist sie missgebildet, erwarten Sie von mir, dass ich meinen Sohn Arthur mit einem Monster verheirate?«

Thomas denkt, der alte König habe sich übertrieben walisisch aufgeführt.

»In der Zwischenzeit hatten ihre Frauen das kleine Ding ins Bett gelegt; jedenfalls sagten sie das, weil sie glaubten, im Bett wäre sie vor ihm sicher. Keineswegs. König Henry VII. schritt durch die Räume und es sah so aus, als würde er gleich das Bettzeug zurückziehen. Eilig bemühten sich die Frauen um Anstand und zogen ihr etwas an. Er platzte in die Kammer. Bei ihrem Anblick war er mit seinem Latein am Ende. Er stotterte und zog sich zurück wie ein sprachloser kleiner Junge.« Der Kardinal lacht in sich hinein. »Und dann, als sie das erste Mal bei Hofe tanzte – unser armer Prinz Arthur saß lächelnd auf dem Podium, aber das kleine Mädchen konnte kaum still auf dem Stuhl sitzen –, keiner kannte die spanischen Tänze, also begab sie sich mit einer ihrer Damen aufs Parkett. Ich werde diese Kopfbewegung niemals vergessen, diesen Moment, in dem ihr schönes rotes Haar über die Schulter schwang ... Kein Mann, der das gesehen hat und der sich nicht vorstellte – obwohl der Tanz in Wirklichkeit sehr gemessen war ... Ach ja. Sie war sechzehn.«

Der Kardinal blickt ins Leere, und Thomas sagt: »Gott vergebe Ihnen?«

»Gott vergebe uns allen. Der alte König hat seine Lust ständig zur Beichte getragen. Prinz Arthur starb, bald darauf starb die Königin, und als der alte König Witwer geworden war, überlegte er, Katherine vielleicht selbst zu heiraten. Aber dann ...« Er hebt seine herrschaftlichen

Schultern. »Sie konnten sich nicht über die Mitgift einigen, wissen Sie. Der alte Fuchs, Ferdinand, ihr Vater. Er entwand sich jeder fälligen Zahlung. Aber unsere gegenwärtige Majestät war ein Junge von zehn Jahren, als er auf der Hochzeit seines Bruders tanzte, und ich glaube fest daran, dass er augenblicklich sein Herz an die Braut verloren hat.«

Sie sitzen da und denken eine Weile nach. Es ist traurig, beide wissen, dass es traurig ist. Der alte König isolierte sie und hielt sie unter geradezu ärmlichen Bedingungen im Königreich fest, er war nicht bereit, auf den Teil der Mitgift zu verzichten, der noch ausstand, und ebenso wenig war er bereit, ihren Witwenanteil auszuzahlen und sie gehen zu lassen. Bemerkenswert ist hierbei allerdings auch, welche weitreichenden diplomatischen Kontakte die junge Frau während dieser Jahre knüpfte und mit welchem Geschick sie die Interessen gegeneinander ausspielte. Als Henry sie heiratete, war er achtzehn, unbedarft. Kaum war sein Vater tot, beanspruchte er Katherine für sich. Sie war älter als er, die leidvollen Jahre hatten sie ernüchert, und ihre Schönheit war auch nicht mehr dieselbe. Aber die reale Frau war nicht so lebendig wie seine Vision von ihr; er begehrte das, was sein älterer Bruder besessen hatte. Wieder spürte er ihre leicht zitternde Hand, die sie ihm auf den Arm gelegt hatte, als er ein zehnjähriger Junge war. Es war, als würde sie sich ihm anvertrauen, als hätte sie erkannt – so erzählte er es seinem engsten Kreis –, dass sie nie dazu bestimmt gewesen sei, Arthurs Frau zu sein, außer dem Namen nach; ihr Körper war für ihn reserviert, den zweiten Sohn, auf den sie ihre schönen blaugrauen Augen richtete, ihr gefügiges Lächeln. Sie hat mich immer geliebt, sagte der König. Fast sieben Jahre der Diplomatie, wenn man es denn so nennen kann, haben sie von mir ferngehalten. Aber jetzt brauche ich niemanden zu fürchten. Rom hat Dispens erteilt. Die Papiere sind in Ordnung. Die Allianz besteht bereits. Ich habe eine Jungfrau geheiratet, denn mein armer Bruder hat sie nicht angerührt; ich habe eine Allianz geheiratet, ihre spanischen Verwandten; aber vor allem habe ich aus Liebe geheiratet.

Und jetzt? Vorbei. Oder so gut wie vorbei: ein halbes Leben, das darauf wartet, gelöscht, von der Liste gestrichen zu werden.

Es gibt noch eine Geschichte über Katherine, eine ganz andere Geschichte. Henry ging nach Frankreich, um einen kleinen Krieg zu führen; er ließ Katherine als Regentin zurück. Sofort fielen die Schotten in England ein; sie wurden geradezu vernichtet, und in Flodden schlugen sie ihrem König den Kopf ab. Niemand anderes als Katherine, dieser Engel in Rosa und Weiß, schlug vor, den Kopf in einem Sack mit der nächsten Passage nach Frankreich zu schicken, um ihren Mann in seinem Feldlager aufzumuntern. Man brachte sie davon ab; sagte ihr, es sei unenglisch. Sie schickte stattdessen einen Brief. Und mit ihm den Waffenrock, in dem der schottische König gestorben war. Er war steif, schwarz und verkrustet vom Blut.

Das Feuer geht aus, ein Holzscheid zerfällt langsam zu Asche; in seine Träume vertieft, erhebt sich der Kardinal vom Stuhl und gibt dem Scheit persönlich einen Fußtritt. Er steht da und sieht nach unten, dreht gedankenverloren die Ringe an seinen Fingern. Er schüttelt sich und sagt: »Es war ein langer Tag. Gehen Sie nach Hause. Träumen Sie nicht von den Männern aus Yorkshire.«

Thomas Cromwell ist jetzt etwas über vierzig Jahre alt. Er ist von kräftiger Statur, nicht groß. Sein Gesicht verfügt über verschiedene Ausdrücke, und einer davon ist lesbar: ein Ausdruck unterdrückter Be- lustigung. Sein Haar ist dunkel, voll und gewellt, und seine kleinen Augen, deren Sehvermögen ausgezeichnet ist, leuchten im Gespräch auf: Das wird uns recht bald der spanische Botschafter erzählen. Es heißt, dass er das gesamte Neue Testament auf Latein auswendig kennt, weshalb er auch ein so fähiger Bediensteter des Kardinals ist – kommen die Äbte ins Schwimmen, hat er gleich einen Text zur Hand. Er spricht leise und schnell, sein Auftreten ist selbstsicher; er ist sowohl im Gerichtssaal zu Hause als auch am Hafen, im Bischofspalast oder im Wirtshaus. Er kann einen Vertrag aufsetzen, einen Falken abrichten, eine Karte zeichnen, eine Prügelei beenden, ein Haus einrichten und Geschworene kaufen. Er liefert Ihnen ein Argument der alten Dichter und Philosophen, wenn Sie eins brauchen, von Platon zu Plautus und wieder zurück. Er kennt die neue Poesie, sogar auf Italienisch. Er arbeitet unun-

terbrochen, ist der Erste, der aufsteht, und der Letzte, der ins Bett geht. Er macht Geld und gibt es aus. Er nimmt jegliche Wette an.

Er steht auf, um zu gehen, und sagt: »Wenn Sie ein gutes Wort bei Gott einlegten und die Sonne käme heraus, dann könnte der König ausreiten; und wenn er nicht so bedrückt und verärgert wäre, würde sich seine Stimmung bessern, er würde vielleicht nicht mehr an das dritte Buch Mose denken, und Ihr Leben wäre einfacher.«

»Sie kennen ihn nicht so gut wie ich. Er mag die Theologie, fast so sehr wie das Ausreiten.«

Er ist an der Tür. Wolsey sagt: »Übrigens, das Gerede bei Hofe ... Seine Gnaden, der Herzog von Norfolk, beschuldigt mich, einen bösen Geist heraufbeschworen und angewiesen zu haben, ihm überallhin zu folgen. Wenn Sie jemand darauf anspricht ... streiten Sie es einfach ab.«

Er steht in der Tür und schmunzelt. Auch der Kardinal lächelt, als wolle er sagen: Den guten Wein habe ich bis zum Schluss aufgehoben. Weiß ich etwa nicht, was Sie glücklich macht? Dann beugt der Kardinal seinen Kopf über die Papiere. Ein Mann im Dienste Englands, der kaum Schlaf braucht; vier Stunden reichen ihm, und er wird bereits wach sein, wenn die Glocken von Westminster einen weiteren nassen, trüben, lichtlosen Apriltag einläuten. »Gute Nacht«, sagt er. »Gott segne Sie, Tom.«

Draußen warten seine Leute mit Fackeln, um ihn nach Hause zu begleiten. Er hat ein Haus in Stepney, aber jetzt geht er in sein Stadthaus. Eine Hand auf seinem Arm: Rafe Sadler, ein schmaler junger Mann mit hellen Augen. »Wie war Yorkshire?«

Rafes Lächeln flimmert, der Wind zerrt an der Flamme der Fackel und lässt sie zu einem mageren Glühen verkümmern.

»Ich darf nicht davon sprechen; der Kardinal befürchtet, es bereitet uns schlechte Träume.«

Rafe runzelt die Stirn. In seinen neunundzwanzig Jahren hatte er noch nie einen schlechten Traum; er hat sicher unter dem cromwellschen Dach geschlafen, seit er sieben war, erst in der Fenchurch Street

und jetzt bei den Austin Friars; er ist behütet aufgewachsen, und seine nächtlichen Sorgen beschränken sich auf das Naheliegende: Diebe, streunende Hunde, plötzliche Löcher in der Straße.

»Der Herzog von Norfolk ...«, sagt er, dann: »Nein, ist nicht wichtig. Wer hat nach mir gefragt, als ich weg war?«

Die regennassen Straßen sind leer, Nebel kriecht vom Fluss herauf. Die Sterne sind durch den Dunst und die Wolken nicht zu sehen. Über der Stadt liegt der süße Fäulnisgeruch der gestrigen Sünden, an die man sich nicht mehr erinnert. Norfolk kniet mit klappernden Zähnen neben seinem Bett; die Feder des Kardinals kratzt fortwährend wie eine Ratte unter der Matratze. Während ihm Rafe an seiner Seite einen Überblick über die Neuigkeiten zu Hause gibt, formuliert er sein Dementi für wen auch immer: »Seine Gnaden, der Kardinal, weist jede Behauptung entschieden zurück, er habe einen bösen Geist geschickt, um dem Herzog von Norfolk aufzuwarten. Er verwahrt sich mit aller Unmissverständlichkeit gegen eine solche Unterstellung. Kein kopfloses Kalb, kein gefallener Engel in Gestalt eines zähnefletschenden Hundes, kein kriechendes, benutztes Leichentuch, kein Lazarus oder zum Leben erweckter Kadaver ist von seiner Gnaden geschickt worden, um seine Gnaden zu verfolgen: noch ist ein solches Verfahren anhängig.«

Jemand schreit, unten bei den Kais. Die Bootsführer singen. Ein leises, entferntes Plätschern ist zu hören; vielleicht ertränken sie jemanden. »Mylord Kardinal gibt diese Erklärung unbeschadet seines Rechtes ab, den Herzog von Norfolk vermittels jeglichen Phantasmas zu belästigen und zu quälen, auf das in seiner Weisheit seine Wahl fällt: zu jeglichem zukünftigen Zeitpunkt und ohne vorherige Ankündigung: abhängig nur von den Ansichten des Lordkardinals in der Angelegenheit.«

Bei dem Wetter beginnen alte Narben zu schmerzen. Aber er betritt sein Haus, als wäre es Mittag: lächelnd und den zitternden Herzog vor Augen. Es ist ein Uhr. In seiner Vorstellung kniet Norfolk immer noch. Ein Kobold mit schwarzem Gesicht piekt ihm mit einem Dreizack in die schwierigen Fersen.



Hilary Mantel

wurde 1952 in Glossop, England, geboren und hat irisch-englische Wurzeln. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften in London arbeitete sie als Sozialarbeiterin. Sie lebte fünf Jahre lang in Botswana und vier Jahre in Saudi-Arabien, bis sie Mitte der achtziger Jahre nach England zurückkehrte. Hilary Mantel veröffentlichte bislang elf Bücher, da-

runter ›Reizklima‹ (1995), ›Ein Liebesexperiment‹ (1997), ›Der riesige O'Brien‹ (2002) und ›Regen über der Wüste‹ (2002). Für den Roman ›Wölfe‹ wurde sie mit dem Man-Booker-Preis, dem wichtigsten britischen Literaturpreis, ausgezeichnet.

Leben mit Cromwell

Wie kommen Sie zu Ihren Themen?

Als ich zwanzig war und meinen Roman über die Französische Revolution ›A Place of Greater Safety‹ schrieb, dachte ich: Ich werde immer historische Romane schreiben müssen, weil ich keine Plots konstruieren kann. Aber in den sechs Jahren, als ich an dem Roman arbeitete, lernte ich wirklich zu schreiben, mir Dinge auszudenken. Ich fand keinen Verleger für ›A Place of Greater Safety‹ und verfasste dann etwas komplett Gegenteiliges: kurze, zeitgenössische Romane. Aber schon damals wollte ich über Thomas Cromwell schreiben. Ich musste warten, bis ich selbstbewusst genug war, um meinem Verleger sagen zu können: Ich will eine neue Epoche ausprobieren, und das wird fünf Jahre dauern. Denn ich hatte nur Schulwissen über diese Zeit. Tatsächlich wollte ich nicht unbedingt über die Tudors schreiben, sondern diese spezielle Figur fesselte mich.

Welche Eigenschaft Thomas Cromwells reizte Sie besonders?

Am Anfang schloss ich mich mehr oder weniger der allgemeinen Einschätzung als Verbrecher an, aber ich dachte, er müsste interessant sein. Sein erstaunlicher Aufstieg faszinierte mich. Als ich dann seine Briefe las und seine Denkweise besser verstand, wurde mir klar, dass er eine drastische Vision der englischen Gesellschaft hatte und doch auch jemand mit Blick fürs Detail war. Mit seiner Scharfsinnigkeit und seiner reichen Vorstellungskraft war er seinen Zeitgenossen meilenweit voraus.

Wie vereinen Sie historische Genauigkeit mit literarischen Ansprüchen?

Das ist immer ein Spannungsverhältnis. Wenn Historiker das Buch lesen, denken sie: Warum hat sie dies oder jenes weggelassen?, und wenn Literaturkritiker das Buch lesen, denken sie: Warum erwähnt sie das über-

haupt? Man behält einfach den durchschnittlichen Leser im Auge, und der ist man selbst. Ein Autor hat die Verantwortung, so nah wie möglich an den Fakten zu bleiben, und wenn sie unbequem sind, kommt die Kunst ins Spiel. Man muss mit widerspenstigen Tatsachen arbeiten und die dramatische Form darin finden.

Dennoch verwenden Sie in diesem Roman eine moderne Sprache.

Ich mag den Pastiche nicht, er lenkt die ganze Aufmerksamkeit auf die Sprache. Ich habe versucht, so zu schreiben, dass es wie ein kerniges modernes Englisch mit leichtem Einschlag klingt, es ist nicht völlig modern. Es ist schwer herauszufinden, wie die Tudors wirklich gesprochen haben, weil wir in die Zeit vor Shakespeare zurückgehen; die Dramen jener Epoche sind fast immer höflich, allegorisch. Glücklicherweise haben wir viele von Cromwells Briefen, und daraus kann man etwas vom Rhythmus und Ton seiner Sprache herauslesen, weil viele von ihnen diktiert wurden.

Warum sind die Details, in Bezug auf Stoffe zum Beispiel, hier so wichtig?

Die sinnlich erfahrbare Welt muss in einem historischen Roman zu der Figur passen, durch deren Augen man sieht. Ich denke, Cromwell, der eine Zeit lang in Norditalien war und als Wollhändler arbeitete, würde die Welt in Texturen und Farben sehen. Wenn er einen bestimmten Rotton sieht, würde er an das Fixiermittel für den Farbstoff denken.

Hat Ihre intensive Beschäftigung mit jener Zeit Ihre Wahrnehmung der Gegenwart verändert?

Ich glaube schon. Wenn ich irgendwo hinging, sah ich gewöhnlich nur das 18. Jahrhundert, und jetzt sehe ich nur das 16. Es ist ein längeres Eintauchen in diese Zeit, denn ich muss das nächste Buch schreiben, weitere Abenteuer Cromwells. Aber im Moment ist es komisch, weil ich mit dem neuen Buch nicht vorankomme. Ich habe Heimweh. Ich will unbedingt wieder dort sein, beim Rhythmus dieser Sprache.

Hatten Sie schon immer einen zweiten Band geplant?

Ursprünglich sollte es ein einziges gigantisches Buch werden, aber allmählich wurde mir klar, dass die Konfrontation mit Thomas More nicht nur eine politische Krise für Cromwell bedeutete, es muss auch eine emotionale Krise gewesen sein. Wir wissen viel darüber, weil More nach seinen Verhören lange Briefe schrieb. Hätte ich mit Anne Boleyns Sturz weitergemacht, wäre aus dem vorherigen Drama nichts geworden. Außerdem mochte ich die Idee eines Romans, der immer in Bewegung ist, denn wir kommen nie wirklich in Wolf Hall an.

Das Interview führte Anna Munday, freiberufliche Journalistin und Korrespondentin der Irish Times.